

Eine europäische Betrachtung über
Fußball, Integration und Bewusstsein

DAS SEIN BESTIMMT, NICHT DER FUSSBALL

Daniel Cohn-Bendit

Für den verantwortlichen Redakteur dieser Zeitschrift ist die Bundesliga längst zur Zweiten Liga geworden, findet doch der höchstklassige Vereinsfußball inzwischen in der »UEFA Champions League« und damit in einem europäischen Referenzrahmen statt. Nirgendwo ist »Europa« so selbstverständlich und volksnah ein Bezugsrahmen wie im Fußball. Diese im Gespräch der DIE Zeitschrift mit dem »Europa-Grünen« Daniel Cohn-Bendit geäußerte These aber blieb nicht unwidersprochen. Im Rahmen des folgenden Beitrags arbeitet er sich daran ab.

Fußball kann völkerverständigende Wirkung haben. Wenn man etwa in einem fremden Land in einer Bar mit selbst kreiertem Esperanto ein Gespräch über Fußball beginnt, führt das weltweit zu interkultureller Verständigung. Dass allerdings die europäischen Fußballwettbewerbe das Verhältnis der europäischen Völker zueinander günstig beeinflusst hätten und völkerverständigende oder integrative Wirkung entfalteteten, sind zwar sympathische Thesen, sie bedürfen aber der genaueren Betrachtung.

Zunächst wollen wir uns also mal die historischen Fakten vor Augen halten.

- Am 18. April 1951 unterzeichneten Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Luxemburg und die Niederlande den Vertrag über die Gründung der Montan-Union und legten damit den Grundstein der Europäischen Union, die heute von 25 Ländern mehr oder weniger mitgetragen wird.
- Prompt – eventuell getragen vom europäischen Geist, jedenfalls aber aus der Erinnerung an aufregende hypertonale Wettbewerbe wie der Vorkriegsmeisterschaft der K.u.K.-Nachfolger – wurde 1955 die

erste Europameisterschaft der Klubs ausgetragen (»Europapokal der Landesmeister«). Zu den 16 Teilnehmern gehörten Klubs, die auch noch heute die europäische Elite bilden, wie Real Madrid oder der AC Mailand. Ein englischer Vertreter – Meister war der FC Chelsea – wurde nicht gemeldet; gewisse Verhaltensmuster sind hartnäckig. Der Sieger wurde in Hin- und Rückspielen mit K.-o.-System ermittelt. Es gewann, auch in den folgenden fünf Jahren, Real Madrid (weshalb Fußball-Fans noch heute singen: »so wie einst Real Madrid!«). Im denkwürdigen Finale von 1960 schlug Real den ersten deutschen Finalisten Eintracht Frankfurt in Glasgow mit 6:3.

- Ab 1955 etablierte sich als zweiter europäischer Fußballwettbewerb der Messepokal, der von 1971 an als »UEFA-Pokal« eine feste Größe wurde.
- 1957 wurden in Rom die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und die Europäische Atomgemeinschaft (Euratom) gegründet; die Zollunion wurde 1968 vereinbart.

- 1991 ersetzte die »UEFA Champions League« den Europapokal der Meister: das Knock-out-Verfahren wurde durch eine Vorrunde ersetzt.
- 1992 unterzeichneten die Mitglieder der Europäischen Gemeinschaft den Vertrag von Maastricht zur Schaffung der Europäischen Union (EU), die unter anderem die freie Wahl des Arbeitsplatzes und des Wohnortes regelten.
- Am 15.12.1995 verkündete der Europäische Gerichtshof das »Bosman-Urteil«, das als Konsequenz der freien Wahl des Arbeitsplatzes für alle EU-Fußballer die geltenden Transferregelungen und Ausländerbeschränkungen untersagte. Die UEFA ging noch weiter, indem sie dies für ganz Europa (und darüber hinaus: auch Israel ist UEFA-Mitglied) für alle UEFA-Fußballer einführte. Die UEFA hatte schon immer osteuropäische Mitgliedsverbände.
- 1997 reformierte die UEFA auf Wunsch der großen Clubs die Champions League, seitdem nehmen auch Zweit- und Drittplatzierte aus erfolgreichen Ligen teil, während die Meister der kleinen Länder eine Qualifikation durchstehen müssen. 2001 führte Europa auf Wunsch der großen Volkswirtschaften als gemeinschaftliche Währung den Euro ein, und seitdem gewann nur einmal – mit Liverpool 2005 – eine Nicht-Euro-Mannschaft die Champions League.

Parallelen zwischen der politisch-wirtschaftlichen Integration Europas und der Geschichte europäischer Fußballwettbewerbe sind also nicht zu übersehen.

Doch ebenso muss man sehen, dass jeder nicht völlig ignorante Europäer im Champions-League-Viertelfinale von 2006 nicht mehr europäische Metropolen kennt als im Europacup-Viertelfinale von 1956, was wohl auch daran liegt, dass es im Wesentlichen dieselben sind. Wiederum dürfte auch der

einigermaßen interessierte europäische Fußballfreund bei der Hälfte der im UEFA-Cup-Viertelfinale vertretenen Orte keinerlei Vorstellung haben, wo sie geografisch zu verorten sind. Das war 1976 kaum anders.

Zu Zeiten der europäischen Teilung, der konsequenten deutschen Westbindung und der auch wegen des Kapitalismus westlich dominierten europäischen Wettbewerbe, war Westeuropa geprägt von erheblicher Unkenntnis – Ignoranz? – von ost- und mitteleuropäischen Ländern und Landschaften, ausgenommen populäre Ferienorte wie Prag oder die jugoslawische Adria mit (Hajduk) Split.

Es ist schon bemerkenswert, dass es kaum ein verbreitetes Bewusstsein davon gab, dass diese Orte schon immer zu Europa gehörten, ja teilweise kulturelle Blütezentren waren, als man nördlich des Limes noch in Fellen auf den Bäumen grunzte. Naja, vielleicht nicht ganz.

Als der eiserne Vorhang fiel, hat sich ein Bewusstsein von europäischer Dimension und Vielfalt wieder entwickelt. Als sich Europa in den anschließenden Auseinandersetzungen ganz besonders auf dem Balkan und in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion neu definierte, da haben viele erstmals erkannt, wie groß und verschieden es ist: etwa, dass es europäische muslimische Völker gibt, dass es alte und große Kulturen und Traditionen gibt, die ebenso europäisch und daher so verstehbar sind wie unsere eigenen. Der Fußball hatte das jedenfalls nicht geleistet.

Es wurde allerdings eine Geografie des Schreckens gelehrt, die wohl dem entspricht, wie unsere Eltern und Großeltern Europa kennenlernten: Statt Verdun, Ypern, Stalingrad oder Dünkirchen haben uns nun Namen wie Karlovac, Sarajevo, Mostar oder Srebrenica Europa gelehrt, sogar Tiflis oder Bratislava – Orte von Untaten, kriegerischer Auseinandersetzung oder politischer Separation.

Von manchem hatten wir schon im Europapokal gehört: Velez Mostar

oder Dynamo Tiflis etwa. Die europäischen Wettbewerbe der 1970er und 1980er Jahre präsentierten aber vor allem fremdnamige Orte hinter dem Eisernen Vorhang, die generell einer sozialistischen Dunkelzone zugeordnet wurden.

»Es lehrt ganz nebenbei viel über Europa.«

Das ist heute anders, vor allem, weil man Menschen aus diesen Orten kennt: als polnischen Handwerker, ukrainische Krankenschwester, ungarischen Arzt oder mazedonischen Abwehrspieler. Als Einwanderer. Wir haben nun eine Vorstellung davon, dass Skopje die Hauptstadt der postjugoslawischen Republik Mazedonien ist, die von einem Vielvölkergemisch aus Bulgaren, Albanern, Zigeunern, südslawischen Mazedoniern und anderen belebt wird und damit einige Mühe hat, der man sich aber tapfer stellt. Diese Entwicklung füllt einen Namen mit Leben, den wir aus dem Europapokal kannten: Vardar Skopje. Aus Skopje kommen und kamen schon immer Menschen nach Deutschland, früher waren sie für uns Jugoslawen. Dass gerade im Fußball regelmäßig die Nationalität eines Spielers benannt wird, ist da tatsächlich durchaus informativ, es lehrt uns ganz nebenbei viel über Europa und wie es sich verändert.

»Keine Weltmänner mehr«

Es tut Deutschland gut, dieses Jahr die Weltmeisterschaft auszurichten, ganz unabhängig vom Verhältnis der Investitionen (Stadien) zum Erlös (via Bruttosozialprodukt). Denn die Gastgeberrolle erfordert Rücksicht auf und Toleranz für fremde Völker und Kulturen, also Weltoffenheit. Deutschland wird sich auch schön weltoffen präsentieren: freundlich und feierwütig,

mit südländischem Flair und aufgeklärt-patriotischem Fahنشwenken. Klinsis Buben werden immerhin von Strenesse ganz jugendlich modern und weltoffen eingekleidet. Schick. Viele Gäste werden uns trotzdem in Eleganz und Stil weit überlegen sein, auch auf dem Fußballfeld, wo sich deutsches Handwerk schwer tun wird. Das deutsche Ego wird darunter leiden, und auch das System Klinsmann mit beinhardt Optimismus und Dauergrinsen hilft nicht: Die Klinsmann-Geste ist nett, macht aber keinen Weltmann.

Tatsächlich sucht man Weltmänner im deutschen Fußball derzeit vergebens. Das liegt auch daran, dass keiner mehr hinaus geht in die Welt, um sie kennen zu lernen und Auslandserfahrung zu sammeln, wie es die Wirtschaft nennt, sondern deutsche Spieler es sich derzeit allein in der Bundesliga oder den arabischen Emiraten gut gehen lassen – die Ausnahme Ballack bestätigt die Regel. Kaum einer, der die Herausforderung in den besten Ligen der Welt – Italien, England, Spanien – sucht, um als Mensch daran zu wachsen. Bislang hat das Weggehen den Deutschen aber stets gut getan, und zwar auch im Fussballerischen, etwa 1974 Netzer, 1980 Schuster oder 1990, als nahezu die ganze Nationalmannschaft in Italien spielte.

Das Motto der FIFA-WM ist zwar unständig gestelzt, aber nett gemeint: »Die Welt zu Gast bei Freunden«. Zu Gästen soll man recht nett sein, und wir freuen uns auch schon alle auf die rassigen Brasilianer/innen, auf die Exoten aus Afrika und Iran, auf die putzigen Machos aus Italien, Kroatien und Argentinien, die traurigen Portugiesen, die netten Tschechen, Koreaner und Australier und all die anderen Gäste, ein ganz klein wenig sogar auch auf die sangesgewaltigen Engländer. Alles prima Gäste.

Einige Besucher werden allerdings weniger geliebt als andere, denn auch die WM der Taschendiebe und Prostituierten findet diesen Sommer in

Deutschland statt. Man kann sich eben nicht alle Gäste aussuchen. Schön an Gästen ist ja, dass sie wieder gehen, spannend allerdings, wenn das so läuft wie bei den *Gastarbeitern*. Die waren eingeladen, unser schönes Land wieder aufzubauen – und abzuhausen. Als sie aber feststellten, dass sie das Land gut aufgebaut hatten, der Lebensstandard hier prima und alles viel sauberer als zuhause war, als sie sich ihre Rente hier verdient hatten, als ihre Kinder hier geboren wurden und ihnen erklärten, sie blieben hier, da fühlten sich die Gäste auf einmal dazu- und hergehörig und wollten nicht mehr zurück. So wurden aus Gastarbeitern Einwanderer, die sich in deutscher Gesellschaft und deutschem Sport ihre Plätze suchten.

Fußball ist ein Einwanderersport, das zeigt auch der aktuelle Kader Deutschlands, wo derzeit im Sturm zwei polnische (Klose, Podolski), ein schweizerischer (Neuville) und zwei ghanaische (Asamoah, Odonkor) Deutsche spielen. Der Fußball lebt in allen Spielklassen vom Talent und der Zahl der jungen Immigranten, die nicht nur Mannschaften wie *Italia Frankfurt* oder *Türk Gücü München* dominieren. Dem Fußball kommt insofern jedenfalls integrative Kraft zu und damit – selbstverständlich – auch die Kraft zu Völkerverständigung und damit hypernationaler europäischer Integration.

Trotzdem spielen viele Immigrantenkinder wie Nuri Sahin, die Altintop-Zwillinge und Bastürk oder Ivan Klasnic und die Kovac-Brüder nicht für Deutschland, sondern für die Türkei oder Kroatien, die Heimat ihrer Vorväter. Eine entsprechende Entwicklung, die man nicht ignorieren sollte, repräsentieren die Niederlande. Lange Zeit schienen sie mit ihrer liberalen Haltung zur Einwanderung ein erfolgreiches Integrationsmodell zu verkörpern, auch im Fußball. Spätestens, als die Europameisterschaft 1988 vor allem durch die Einwanderer(kinder) Gullitt, Rijkaard und Winter gewonnen wurde und auch weiter großartige

holländische Fußballer wie Davids, Seedorf oder van Hoojdonk für Furore sorgten, wurde klar, wie wenig Deutschland fußballerisch von seinem Potenzial profitierte und wie wertvoll auch für die nationale Identität die sehr symbolkräftige Integration von Spitzenfußballern ist.

Doch ist das niederländische Modell nicht uneingeschränkt erfolgreich und bedarf unbedingt der kritischen Überprüfung. Sportlich ist festzuhalten, dass sie außer 1988 nichts gewannen. Und offenbar verhinderten gerade gruppenspezifische Konflikte entlang der Linie Alt- und Neuniederländer den Erfolg dieser immer sehr guten Fußballer als Mannschaft. Dies reflektiert gesellschaftliche Entwicklungen, die in der Ermordung des Provokateurs Theo van Gogh gipfelten: Die niederländische Integration durch Toleranz hat nicht wirklich funktioniert, und das liegt vor allem daran, dass sie Integrations-Ignoranz war. Die Niederlande ließen – getreu dem calvinistischen total-liberalen Prinzip, das einem bekanntlich auch verbietet, in unvorhergesehenen Parterrefenstern zu schauen – jeden in Ruhe und allein. Das aber ist *laissez-faire* und nicht Integration oder Akzeptanz, die auch die Auseinandersetzung mit dem anderen und seiner Kultur erfordern.

»Integration ist im Fußball
wie in der Gesellschaft
kein Automatismus.«

Integration und multikulturelles Verständnis sind im Fußball wie in der Gesellschaft kein Automatismus. Man muss sich ganz besonders der Zuwanderer annehmen, die ja in unbekanntere Umgebung auf sich gestellt sind und allein gelassen eine natürliche Tendenz zur Anlehnung an Bekanntes als Mittel der Selbstvergewisserung haben. Dieses Bekannte sind nun mal Traditionen, die in isolierten Gruppen quasi wie in einer Petrischale monokulturell wuchern, wenn sie keine ex-

terne Befruchtung erfahren: Ignoranz führt so zu Isolation, die wiederum das Entstehen von Parallelgesellschaften begünstigt.

Parallelgesellschaften bergen enorme Sprengkraft, wir alle müssen uns darum bemühen, ihrem Entstehen entgegenzuwirken, aber auch Toleranz und Verständnis für andere Kulturen aufzubringen. In Deutschland und gerade unter Pädagogen und Bildungspolitikern sollte man das sehr ernst nehmen.

Die Integrationsdebatte ist in Wirklichkeit eine Bildungsdebatte. Desintegrierte Jugendliche sind vor allem ungebildete Jugendliche, die in schlecht ausgestatteten Schulen nur ungenügend gefördert werden. Gerade Immigrantenkinder – die oft zu Hause die deutsche Sprache und Kultur nicht erlernen – haben besonderen Bildungs- und Förderbedarf. Nimmt man sich ihrer nicht an, ghettoisiert man sie weiter in schlecht ausgestatteten Hauptschulen, werden sie weiter ungebildet bleiben. Bildung aber ist der Schlüssel zu Arbeit, gesellschaftlichem Aufstieg und vor allem Integration. Es braucht gute Schulen und engagierte Pädagogen, es braucht Ganztagschulen und Lehrpläne, bei denen Verstehen eine größere Rolle spielt als Auswendiglernen. Es braucht – kennen Sie PISA? – die Abschaffung des dreigliedrigen Schulsystems der Aussortierung. Denn aussortieren ist das Gegenteil von integrieren. Diese Herausforderung reflektiert auch die aktuelle Debatte um die Einbürgerungstests, wie sie durch die Vorlagen von Baden-Württemberg und Hessen entbrannt ist. Wenn man will, dass die deutsche Staatsangehörigkeit in einem Quiz an diejenigen vergeben wird, die am besten auswendig lernen, dann ist der Test der richtige Weg. Das hat aber mit Integration und Identifikation nichts zu tun. Zu welchem Grundkonsens fordern wir Zustimmung, um in unsere Gesellschaft aufgenommen zu werden? Welche Art der Identifikation verlangen wir? Jedenfalls das Bekenntnis: »Ich

will dazugehören, ich will mitmachen, diese Gesellschaft zu verbessern und zu bereichern. Nicht nur ‚Gast‘, sein, sondern Bürger.« Das ist keine Kleinigkeit, gerade für ältere Einwanderer, denn es bricht auch mit der Selbstläufigkeit der Rückkehr.

Natürlich fordern wir als Grundlage des Zusammenlebens das Erlernen der deutschen Sprache. Jeder Deutsche und dauerhaft Bleibende muss so gut Deutsch können, dass er ein anständiges Gespräch auf seinem individuellen geistigen Niveau führen kann. Und da verlange ich mehr als Fußball-Esperanto. Aber weniger als eine Doktorarbeit.

Darüber hinaus braucht es ein Bekenntnis zu Grundwerten unserer abendländisch aufgeklärten Gesellschaft: das Bekenntnis zur freiheitlich demokratischen Grundordnung. Das ist nicht weniger, sondern etwas anderes als das Bekenntnis zur Verfassung insgesamt oder zum Deutschtum mit seinen diffusen und vielfältigen Eigenheiten.

Die Grundwerte, um die es geht, sind europäische Grundüberzeugungen. Sie lassen sich eigentlich immer noch recht einfach so zusammenfassen: *liberté, égalité, fraternité*. Wer sich darauf nicht einlassen möchte, der sollte sich auch klar darüber sein, dass sein Platz nicht auf Dauer hier sein kann, egal ob er gut Fußball spielt oder nicht.

Der Test aber suggeriert, dass dieses Bekenntnis durch Kenntnis von Flußnamen oder Mittelgebirgen kompensiert werden könnte. Doch gerade die Schlaunen können ein Bekenntnis suggerieren, wenn sie wollen. Und gerade für die in Parallelgesellschaften Verfangenen ist das Angebot der Einbürgerung ja gar nicht interessant, denn wer sich abschottet, will ja gerade nicht Deutscher werden. Wir aber wollen die Menschen aus solchen Strukturen herausholen, eben auch durch das Angebot, aufgenommen zu werden. Die Verweigerung der Staatsbürgerschaft führt ja nicht zur Ausweisung: Tatsächlich kann die Einbürge-

rung nur erreichen, wer schon ein verfestigtes Aufenthaltsrecht hat. Wird sie verweigert, bleibt der Antragsteller hier – und wird in seiner Parallelgesellschaft eher noch fixiert als daraus gelöst.

Wir sollten daran interessiert sein, so vielen wie möglich die deutsche Staatsbürgerschaft zu geben, um sie in die Verantwortung nehmen zu können und Parallelgesellschaften aufzuweichen. Auch um der demographischen Entwicklung – nicht nur im Fußball – entgegenzuwirken. Wir sollten keinen Test machen, wir sollten aufklären und bilden, indem wir Unterricht, Kurse und Gespräche anbieten, in denen europäische und deutsche Kultur und Identität Thema sind. Wir brauchen *mehr* Einbürgerung, nicht weniger.

So können wir Identifikation mit Werten und Identität in unserer Gesellschaft erreichen und dass ein Bas-türk, Klasnic oder Altintop nächstes Mal für Deutschland spielen. Ich freue mich über Gerald Asamoah. Er ist ein sympathischer Kerl, der für gute Werte öffentlich eintritt, und ein passabler Fußballer. Vor allem aber zeigt er Deutschland, wie Deutsche eben auch aussehen, und setzt damit die gute Tradition deutscher Einwandererkinder in der Nationalmannschaft von Kuzorra über Grabowski bis Littbarski fort, allerdings wegen seiner schwarzen Haut sehr, sehr viel offensichtlicher. Er wanderte mit zwölf Jahren ein und war eines von zahllosen afrikanischen Kindern, denen große Hoffnungen auf europäische Internate gemacht werden. Kinderhandel blüht eben gerade im Fußball.

Ich kehre zur Eingangsfrage zurück: Haben also die europäischen Fußballwettbewerbe das europäische Bewusstsein und die europäische Identität gefördert? Die europäische Integration begann nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Gründungskonsens »Nie wieder!«. Die wirtschaftliche und kulturelle Annäherung war gerade zwischen Deutschland und Frankreich

recht erfolgreich. Auch im Verhältnis der anderen beteiligten europäischen Nationen funktioniert es. Allerdings ist es bisweilen erschreckend, wie schroff und radikal dieses europäische Bewusstsein direkt an den jeweils aktuellen EU-Grenzen endet. Ein Bewusstsein, dass Europa mehr war oder ist, als die jeweils geltende EU, hat der Fußball nicht geschaffen. Allerdings produziert der Fußball Bilder von großer Emotionalität. Die können tatsächlich verbindend und identitätsfördernd wirken. Und so hat er durchaus politische und gesellschaftliche Entwicklungen, die identitätsstiftend und bewusstseinsbildend waren, symbolisch auf den Punkt gebracht: von Italia Frankfurt bis zu Roter Stern Belgrad. Im Ergebnis gilt also: Das Sein bestimmt das europäische Bewusstsein, nicht der Fußball.

Abstract

Have the European football competitions fostered a European consciousness and European identity? There are unmistakable parallels between the political and economic integration of Europe and the history of European football competitions, but these do not suffice to answer this question in the affirmative. In the run-up to the World Cup, whose slogan is "A Time to Make Friends", the author discusses integration issues emanating from the naturalisation tests of Federal German Länder from an educational-policy standpoint.



Daniel Cohn-Bendit ist Fraktionsvorsitzender der Grünen/EFA im Europäischen Parlament.

Kontakt: danielmarc.cohn-bendit-assistant@europarl.europa.eu